Robin Hood in Gumpoldskirchen

Neulich fand ich im Internet ein Meme: Ein grüngekleideter Typ mit Schnauzbärtchen und ein weiterer, etwas dickerer Kerl unterhalten sich zwischen Büschen hockend. Der Dicke: „Hast du mein Deo gestohlen?“
Antwort: „Ich stehle von den Reichen und verteile es unter den Armen.“
An wen muss man denken, selbst wenn es hier kein Foto von Erol Flynn in froschgrünem Wams und Strumpfhosen gibt?
Genau.
An einen Gesetzlosen, der vor achthundert Jahren dafür gekämpft haben soll, dass Richard Löwenherz (der nebenbei England nicht sonderlich mochte und sein Herz in Frankreich begraben ließ) seinem Bruder Johann Ohne Land England wieder abjagen konnte (das der sich während des brüderlichen Kreuzzuges angeeignet hatte).

Um Enttäuschungen zu vermeiden, vorab ein Dementi: Robin Hood war nie in Gumpoldskirchen.
Die Marktgemeinde am Rande des Wienerwaldes im Bezirk Mödling ist dabei wirklich ein hübscher Ort. Ursprünglich wollte ich gar nicht hierher, sondern ins 16 Kilometer entfernte Kaltenleutgeben, wo Mark Twain gekurt und wovon er in seiner Autobiografie berichtet hatte. Nix ist es damit geworden, ähnliche Aerosole wie der von mir heiß geliebte Schriftsteller zu inhalieren.
Stattdessen stieß ich dort, wo sogar der Reblaus eine Skulptur gewidmet ist, auf eine Räubersgeschicht’ aus der Zeit der K.-u.-k.-Monarchie nach 1848.

Wenn man die Hauptstraße mit ihren niedrigen, in die Tiefe ragenden, hübsch bunt getünchten Bauten bergauf entlanggeht, landet man hinter dem Kirchenplatz an der Pforte eines Schlosses. Mit meiner Freundin, die mir ein fürwahr nobles Kulturwochenende zu meinem Sechziger geschenkt hatte, floh ich vor der mittäglichen Hitze eines Julisamstags in das Gebäude,

das Friedrich II. dem Deutschen Orden geschenkt hatte und heute als Seminarhotel geführt wird. Auf dem Weg zur Kapelle begegneten wir einem freundlichen Herrn mit schütterem Haupthaar in gediegenem Hemd und Edeljeans, der uns bat, hinter uns die Türen zu schließen, wenn wir das Haus erkundeten.
Dieses war liebevoll mit hübschen Blickfängen eingerichtet, wie etwa wunderschönen Kachelöfen, würdevollen Sekretären (Möbelstücken, keine Schreibtischhengste) und Nippes. Auf einem im Vergleich prosaisch wirkenden Beistelltischchen begegnete ich dem Herrn nochmals zweidimensional auf einem Hochzeitsfoto mit der Aufschrift: *Ihr Gastgeber, Fürst Ladislaus-B.-S.*, was vielleicht nicht jeden Leser dieser Zeilen hinterm Ofen hervorlocken mag, mich aber umso mehr bewegte, zunächst allerdings ohne zu wissen, warum. Eigentlich hab ich es gar nicht so mit Adel.

Am Abend recherchierte ich dennoch ein wenig Feudalgeschichte. Das Stammschloss der noblen Familie lag in der Ortschaft K. in Ungarn, einen Katzensprung von der österreichischen Grenze entfernt. Dieses Faktum ließ bis tief in die Nacht hinein in meinem Kopf ein Glöckchen erklingen, sodass ich kaum noch Schlaf fand. Eine alte Familienerzählung begann aus den Untiefen meines Gedächtnisses langsam ins Bewusstsein zu wabern.
Dass ich diese unglaublichen Begebenheiten sogar noch nach gut 180 Jahren zu berichten weiß, verdanke ich übrigens meiner Urgroßmutter, die sich mit etwa 75 Jahren entschloss, eine Autobiografie zu verfassen, die es allerdings nur auf sechs, von einer ihrer Töchter getippte Seiten brachte. Aber die sind fürwahr gehaltvoll, wie ich mich dank einer in meinem Besitz befindlichen Fotokopie überzeugen konnte.
Darin steht unter anderem, dass meine Vorfahren (in Bayern damals wenig beliebte Protestanten) wahrscheinlich kurz vor 1800 direkt in das kleine etwas verschlafene Örtchen K. zogen, wo sie ein Gasthaus pachteten, das den Namen *Krone* heute noch trägt.

Einer in der Reihe meiner Ahnen und der Pächter war ein im kaiserlichen Wien ausgebildeter Tierarzt. Sein Sohnemann und mein Ur-Urgroßvater Karl Schwartz hegte im Halbstarkenalter eine Vorliebe für Waffen, mit denen er auch hantierte. Unglücklicherweise erlegte er bei Schießübungen auf einen Kirschbaum anstatt der anvisierten Spatzen die Lieblingskatze seines Vaters. Der vertrat äußerlich stoisch (innerlich wohl mit blutendem Herz) die Meinung, wenn einer schon so gerne mit Waffen herumblödle, solle er das gefälligst beim Militär tun.
Es traf sich, dass anwerbende Soldaten ihre Stiefelplattler in den dortigen Wirtshäusern vollführten, denn Habsburg brauchte Kämpfer für den Sardinisch-piemontesischen Krieg. Tatsächlich zählte anno dazumal die Aufführung von Verbunkós – zu Deutsch *Anwerbetänze* – zu den erfolgreichsten militärischen Werbeschmähs. Und so kämpfte Karl in der Folge neun Jahre vergeblich (wie man heute weiß) in der und um die Lombardei, indem er dort Brücken baute.

Als er mit verdammt wenig Sold doch glücklicherweise unversehrt heimkam, musste er leider feststellen, dass seine Brüder den väterlichen Besitz unter sich aufgeteilt hatten.
Doch Ladislaus B.-S. ’ Alt-Onkel, also der jenes Herrn, dem ich in Gumpoldskirchen begegnet war, griff meinem Altvorderen unter die Arme und gab ihm das Kaffeehaus *Zur Krone*.
Mit einer Bleibe sowie einer sinnvollen, weit weniger mörderischen Arbeit denn zuvor versehen, konnte Karl Schwartz sich auf Freiersfüße begeben und die ehrbare Maria Habetler als Braut heimführen. Damit erhöhte sich übrigens statistisch auch die Wahrscheinlichkeit meiner Existenz.
Mein Vorfahre erhielt, als er dreifacher Familienvater geworden, eine nicht ungefährliche Chance, sich bei den hochwohlgeborenen B.-S. zu revanchieren. Gesetzlose, die *Betyáren* genannt und mit Robin Hood und dessen Gesellen verglichen wurden, trieben damals in Ungarn ihr Unwesen.

Zwischen Betyáren und Räubern oder gar Strauchdieben gab es sowohl in der Benennung als auch in der Beurteilung einen

Unterschied. Betyáren sollen sich nur so viel angeeignet haben, wie sie unbedingt zum Lebensunterhalt brauchten, und auch dies nur von den Wohlhabenden, in erster Linie von denen, „die das arme Volk aussaugten“. Kein Wunder also, dass die Betyáren von den Volksschichten, denen sie entstammten, besonders unterstützt wurden: von Hirten, Gutsknechten und armen Bauern, welche ihnen Zuflucht boten.
Die Banden formierten sich in einer Stärke zwischen drei und sechzig Mann und waren vor allem im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts auch ziemlich habsburgfeindlich gesinnt.
Der berühmteste Gesetzlose war der fesche *Rózsa Sándor* (1813–1878). Wer ihn googelt, wird mit dem Anblick eines Mannsbilds mit einem Schnurrbart wie zwei schnalzende Peitschenriemen in wahrlich pittoresker Csikóstracht belohnt. Er hatte Ostungarn unsicher gemacht, dort, wo eineinhalb Generationen später mein Opa aufwuchs. (Derjenige meiner Vorfahren, der die Enkelin des wehrhaften Kaffeehauspatrons heiratete und mit ihr 1956 nach Österreich floh.)

Nachdem man den K.-u.-k.-Robin Hood gefangengenommen hatte (in der Puszta, wo der Himmel so tief hängt, dass man die Sterne husten hört, kann man sich auf Dauer kaum gut verstecken), saß er in der Festung Kufstein ein. Historischen Quellen zufolge bastelte er aus Rosshaaren Ringe als Andenken und verzierte kleine Schachteln mit Strohhalmgemälden, die unter anderem die „RESIDENS SALZBURG“ darstellten und die er seinen Moritaten-Groupies, pardon, ehrbaren Besucherinnen mit besonders romantischer Ader, überreichte.

Gesetzlosen-Banden trieben auch in Westungarn ihr Unwesen.
Meine Urgroßmutter erinnerte sich, etwa zehn Jahre alt gewesen zu sein, als lauter Wortwechsel sie und ihre Geschwister in ihrem Elternhaus in K. spät in der Nacht aus dem Schlaf riss. Wohnung und Kaffeehaus befanden sich in demselben Gebäude, das Kinderzimmer war von der Gaststube nur durch eine Glaswand und einen schweren Vorhang getrennt.

Die Aufgeweckten schoben den Vorhang etwas beiseite und sahen quasi von ihren Bettchen aus ihren Vater mit seiner Flinte in der Hand einen Betyáren zur Rede stellen, der knapp nach der Sperrstunde sich’s im Kaffeehaus bequem machen wollte. Glücklicherweise hatte der seine Flinte draußen bei der Eingangstüre angelehnt, bevor er das *Krone* betrat.
Was er denn nächtens in seinem Etablissement zu suchen habe, drang der unerschrockene Cafetier in seinen nicht eben vertrauenserweckenden Gast.

Der Ganove muss ein wenig einfältig gewesen sein oder aber mit Wohlwollen gerechnet haben, verriet er doch ziemlich umfassend seine verbrecherischen Vorhaben. Er wolle hier auf zehn Spießgesellen warten. Mit seinen Kumpanen habe er vor, so lange auszuharren, bis alle im gegenüberliegenden Schloss, das von der noblen B.-S.-Familie bewohnt wurde, schlafen gegangen seien. Dann würden sie einsteigen und paar Sachen mitgehen lassen.
Der späte, zwielichtige Gast war niemand Geringerer als der 1921 in den Bakonywäldern nördlich des Plattensees erfrorene, als letzter Betyáre bezeichnete *Oroszlán Páli* (Löwen-Pauli), von dem sogar heute noch ein Altersfoto im Internet herumgeistert. Darauf sieht er übrigens gar nicht schrecklich aus, sondern eher wie ein lieber, alter weißbärtiger Greis, den man durchaus gerne umarmen würde.
Er habe sogar ein Gymnasium besucht und sowohl auf Deutsch als auch auf Ungarisch makellos schreiben können, sei aber mit einen gewalttätigen Vater geschlagen gewesen. Mit fünf Freunden habe er, nachdem er von zu Hause ausreißen konnte, eine Straßenbande gegründet und sei mehrmals von der Polizei erwischt und verhaftet worden. Man sagte ihm Gutherzigkeit und Großzügigkeit gegenüber Armen und Kindern nach. Nur Reiche seien beraubt und niemals Menschen getötet worden, erzählen die um ihn gesponnenen Legenden.
Räuber-Romantik hin oder her, Karl Schwartz brüllte ihn an, er solle sich zum Teufel scheren und schleuderte dem Fersengeld-Gebenden noch dessen Waffe nach. Ohne Zeit zu verlieren,

pfefferte er ein paar ordentliche Salven in die nächtliche Luft, sodass das gesamte Dorf zusammenlief und so jeder Plan, den Raub später nachzuholen, gründlich vereitelt wurde. Dem ungeschriebenen Kodex der „Solidarität des einfachen Volkes“ folgend verriet der wehrhafte Kaffeehauspächter keinen einzigen der elf Banditen, aber ihr Süppchen hatte er ihnen dennoch gründlich versalzen. So konnte er seinem Mäzen mit vergleichbarer Münze die Wohltat vergelten, die der ihm erwiesen hatte, als er verarmt aus dem Krieg heimgekehrt war.

Ich konnte mir’s nicht verkneifen, das auch dem hochwohlgeborenen Urur-(wieauchimmer)-Großneffen per Mail mitzuteilen, worauf er mir auf traditionell monarchistische Art dankte. Es habe ihn sehr gefreut.
Ein bisschen wünschte ich mir dann doch Robin Hood nach Gumpoldskirchen. Frei nach dem Motto: Lieber Langbogen als Stock-im-Allerwertesten.

Antonia H.

www.verdichtet.at | Kategorie: anno | Inventarnummer: 26270

Ein Sommer zwischen meiner Wohnung und Tokio

Es ist jedes Jahr die Zeit, in der es langsam immer heißer wird. So von Tag zu Tag immer ein bisschen mehr. Die Diplomarbeit schob sich in die Länge, und es gab noch genug Gelegenheiten, die Leerzeiten auszufüllen. Mit den beginnenden Hundstagen verlagerte sich der Fokus meiner Arbeitszeit gänzlich in den Bereich der Dunkelheit.

Und mit der Dunkelheit kamen auch die Fragen: nach dem Ventilator, nach der gähnenden Leere im Kühlschrank, nach Geselligkeit.

Ersteres konnte ich relativ gut in den Griff kriegen, das Zweite klappte nicht ganz so gut, aber es stimmte mich doch relativ zufrieden, dass in meiner Stadt meistens ein Lieferservice aufzutreiben war, der die gröbste Not beseitigen konnte. Letzteres war das Schwierigste in meiner Aufzählung.

Schreibpausen verbrachte ich zunächst vor dem Fernseher. Doch konnte mich das Programm nur punktuell befriedigen und ich war auf der Suche nach einer länger andauernden Erfahrung.

In der kurzen Zeit, die ich in diesem heißen und trockenen August des Jahres zweitausenundvierzehn noch in der Stadt verbrachte, sah ich unter anderem das Schaufenster einer Filmgalerie. Das Thema war „Japan“, und obwohl anfangs eher desinteressiert, bekam ich doch Lust, einige Filme auszuleihen.

Jetzt müsste ich den Lesenden beschreiben, was das typisch Japanische denn so ausmacht. Dies wäre aber zu lang für diese Kurzgeschichte. Eher kann ich die Namen aufzählen, die in mir dieses Erleben auslösten: Ôzu, Kurosawa, Imamûra, Miyasaki. Und das sind gewiss noch nicht alle.

Aber die schwülen Augustnächte verbanden mich auf wundersame Weise mit Tokio. Gemeinsam einsam. Hier. Und achttausend Kilometer von hier entfernt. Und ich wusste, dass es genau das war, das diesem Sommer einen Sinn gab.

Nach einem Japanmarathon, der sich über drei Wochen hinzog, begann langsam schon der Herbst und damit kam ich mitten in die Abgabefrist meiner Diplomarbeit hinein, die bis Oktober fertig sein musste.
In den ersten kühleren Tagen verblasste meine Erinnerung an den Sommer. Ich kam wieder in meine Routine herein und bald verschob sich mein Leben auf die hellere Seite des Tages.

Nach der Abgabe meiner Diplomarbeit suchte ich als Erstes ein kleines Café im Universitätsviertel auf. Mir blieb die Zeit, es mir den ganzen Nachmittag gemütlich zu machen. Ich nahm meinen Zeichenblock heraus und zeichnete Dinge, die vor dem Fenster des Cafés zu sehen waren.

Plötzlich bemerkte ich eine asiatische Touristin, die elegant am Café vorbeispazierte. Meine Japanbegeisterung hat damit ihre erste Bestätigung erhalten.

Michael Bauer

www.verdichtet.at | Kategorie: anno | Inventarnummer: 26243

Nicht kindergartentauglich

Ich war nicht kindergartentauglich.

Ich versuchte, mich zu erinnern, warum, und nach einiger Zeit stiegen die Gedanken in meinem Gedächtnis hoch.

Es war Hochsommer. Ich muss um die fünf Jahre alt gewesen sein. Die Kindergärtnerinnen hatten ein großes Plantschbecken aufgebaut, in dem wir Kinder nackt saßen, manche machten Schwimmbewegungen, nackt war damals noch akzeptiert, Jungens und Mädchen gemeinsam – ich sage Jungens statt Buben, da dies in Deutschland stattfand.

Mir war das viel zu wenig Action. Irgendwann überkam es mich und ich machte eine Arschbombe mit Anlauf in den Pool, mitten in die Kinder hinein.

Das war es dann für mich mit dem Kindergarten.



Das Schmetterlingsfenster im Kindergarten des Diözesanhauses

Johannes Tosin
(Text und Foto)

www.verdichtet.at | Kategorie: anno | Inventarnummer: 26205

Adina

Kennengelernt habe ich sie im Oktober 2006 in der ersten Stunde des Sprachkurses. Sie saß neben mir und sprach mich unvermittelt an. Dabei wusste sie, dass ich gerade von einem Auslandsaufenthalt zurückgekommen war, und ich war verblüfft, dass sie das wusste, weil es niemanden gegeben hätte, von dem sie es hätte erfahren können.

An ihr Aussehen erinnere ich mich noch, dass sie die Haare lang trug und an diesem Tag eine schöne weiße Jeanshose mit bunten Streifen anhatte.

Ich erfuhr, dass sie im Hauptfach Anglistik studierte, aber nicht, aus welchem Grund sie diesen Sprachkurs besuchte.

An den weiteren Einheiten des Sprachkurses nahm sie nicht mehr teil und ich begegnete ihr auch an anderen Orten nicht mehr.

Ich fand Jahre später ihre Adresse im Internet, zögerte aber zuerst, bis ich ihr dann – einige Jahre später –einen Brief schrieb, in dem ich ihr meine Kontaktdaten mitteilte.

Eine Antwort blieb aus, aber ich sah es schon als Erfolg, dass der Brief nicht retour geschickt worden war.

Sehr viel später möchte ich gerne wissen, was ihre Motivation dafür war mich anzusprechen und ob sie Interesse an mir gezeigt hätte. Im Gedächtnis habe ich diese Begegnung wie eine Miniatur gespeichert, ohne einen genauen Verwendungszweck dafür zu haben.

Adina – ihr Name wie eine Spur, ein Rätsel. Im Internet erfuhr ich – was eine gewisse Unschärfe hat –, dass der Name aus dem Persischen stammt und ein an einem Freitag geborenes Mädchen bezeichnen soll.

Wie ich auch noch später feststellte, hätte ich ihr gerne etwas von mir gegeben als Erinnerung an dieses kurze Gespräch.

Dabei fiel mir mein Kugelschreiber mit der Werbeaufschrift *Menjačnica Miljun ein,* ein kleines Andenken an meinen unlängst beendeten Auslandsaufenthalt, den ich an diesem Tag stolz wie eine Trophäe verwendet hatte.

Michael Bauer

www.verdichtet.at | Kategorie: anno | Inventarnummer: 26187

Das Nähkästchen

Eine Nadel!
Schnell!
Der Holzsplitter sitzt nicht tief,
ist nicht lang.
Nadel ansengen, Hand aufritzen,
Splitter herausziehen.
Mit einer Nadel oder einer Pinzette?
Wie hat Oma Martha das immer gemacht?
Ich kann sie nicht mehr fragen.
Ich habe mir den Splitter
aus ihrem alten Gartenstuhl,
der sie um Jahre überlebt hat,
in die linke Hand gerammt.
Selber schuld!
„Das kriegst du hin“,
hat sie immer gesagt.

Ihre Worte führen mich
schnurstracks in den Keller
zu ihrem alten „Nähkästchen“.
Eher ein ausgewachsener Nähkasten!
Aus dunklem Holz, uralt, unverwüstlich.
Wie viele Fächer er hat!

Keine Nadel in Sicht.
Stattdessen: fein säuberlich sortierte Knöpfe –
Knöpfe für jedes Kleidungsstück.
„Komm, Jung, gib mir …“
die Hose, das Hemd, die Jacke.
Oma Martha reparierte alles im Handumdrehen.
Darunter Wolle auf Rollen,
Wolle jedweder Farbe.
Oft sah ich ihr zu,
wie sie unsere Socken stopfte,
meine „Spiel- und Kletterhosen“ flickte.
Immer ruhig, konzentriert, entspannt
dabei plaudernd.

„Aus dem Nähkästchen“ plauderte sie nie.
Die harten Nachkriegsjahre,
ihre schwierige Ehe,
Alter und Krankheit –
alles hat sie erduldet
ohne ein Wort der Klage,
immer im Reinen
mit ihrem Herrgott,
immer im Hintergrund,
immer für mich da.

Die letzte Nadel
liegt ganz unten.
Die Wunde in der Hand –
nicht der Rede wert.
Eine Wunde anderer Art
versetzt mir Nadelstiche ins Herz,
bis ich das Pflaster dafür finde:
meine bleibende Erinnerung
an Oma Martha.

Frank Joussen

Souvenirs in meinem alten Schulbuch

Das einzige Schulbuch,
das ich aufbewahrt habe,
ist randvoll mit wohlbekannten
Geschichten, Gedichten,
teils lustig, teils spannend.
Beim Durchblättern rieseln
drei Klatschmohn- und zwei Kornblumenblüten
heraus, sorgsam gepresst,
sowie ein dunkelgrün verfärbtes
vierblättriges Kleeblatt. –
Unerwartete, willkommene Souvenirs,
die mich die gedruckten Seiten vergessen lassen:
Vor meinem geistigen Auge
erscheinen Schnappschüsse
meiner Jungen-Jahre in hellen Farben –
die Wildblumen lassen mich noch einmal
mit meinen Cousins und Cousinen spielen
im Weizenfeld hinter Großvaters Garten;
das vierblättrige Kleeblatt
wird wieder mit schmutzigen Händen
feierlich überreicht
von meiner Sandkastenliebe. –
Es hat mir Glück gebracht.



Copyright: Frank Joussen

Frank Joussen

www.verdichtet.at | Kategorie: anno | Inventarnummer: 25235

Die kleine Stadt an der Moldau

Eines Tages las ich von der früheren jüdischen Gemeinde in dem kleinen Ort Rosenberg – tschechisch Rožmberk –, der idyllisch an der Moldau liegt, überragt von der Burg. Bald darauf fuhr ich mit dem Auto hin. Ich nahm Elsbeth mit, die auch daran interessiert war, den Ort und den kleinen jüdischen Friedhof

kennenzulernen. Sie ist eine zarte Frau, die den Eindruck erweckt, als wäre sie aus Papier oder einem anderen Leichtstoff und als könnte sie schon ein sanfter Hauch davonschweben lassen. Wenn es darauf ankommt, kann sie allerdings ziemlich hartnäckig, fast widerspenstig sein. Dann schmollt sie lange.

Hat man die Eichenalleen an der Moldau erreicht, wird die Fahrt nach Rosenberg romantisch, wie überhaupt die Fahrt bis Krumau. Smetana klingt im Ohr, und die Wellen der Moldau scheinen sich nach seiner Leitmelodie und deren Rhythmus zu bewegen. Die angesichts des kleinen Ortes große Burg Rosenberg übt eine fast autoritäre Dominanz aus. Der Ort selbst scheint ausgestorben und menschenleer bis auf Autos, die nach Krumau weiterfahren, und Radfahrer, die seit dem Fall des Eisernen Vorhangs vor allem aus Österreich und Deutschland in ihren Taucheranzügen ähnelnden Bekleidungen über die Straßen fegen. Sonst sieht man dort nur wenige Menschen, Einheimische scheinen sich kaum blicken zu lassen, sie bleiben in ihren Häusern und kleinen Gärten. Und in der Moldau bewegen sich die Paddelboote, Rafter und Kajakfahrer.

Der Friedhof liegt links neben der Straße in Richtung Krumau, etwas nach Rosenberg, und er fällt, wenn man ohne Kenntnis vorbeifährt, gewiss niemandem auf. Oberhalb des Friedhofs konnte ich parken, und ich wunderte mich, dass dort ein Auto stand, hatte ich doch Elsbeth und mich für die einzigen interessierten Besucher gehalten. Wir konnten von oben auf den Friedhof schauen und sahen einen Mann, korpulent und nicht sehr groß, mit einer Kappe oder einer Schirmmütze, keiner Kippa – aber vielleicht diente sie als Kippaersatz –, eine alte Frau und zwei Kinder, auf die der Friedhof offensichtlich keinen Eindruck als Ort des Innehaltens oder der Besinnung machte. Sie liefen herum und spielten Fangen. Der Mann mahnte sie mehrmals laut zur Ruhe, seine Sprache verstand ich nicht, erkannte aber, dass es weder Deutsch noch Englisch war.

Elsbeth und ich betraten den Friedhof und waren gleich bei der Gruppe, so klein ist das Gelände, vielleicht dreißig mal

dreißig Meter, nicht viel mehr. Wir kamen ins Gespräch, der Mann sprach englisch mit uns. Wir stellten uns vor. Er heiße Charlie Kalech, sagte der Mann, und die Frau an seiner Seite sei seine Mutter, die seit einigen Jahren in Kalifornien lebe, ursprünglich aber aus dieser Gegend komme. Charlie setzte fort, er lebe mit seiner Familie in Israel, und die beiden Kinder, die keine Ruhe gäben, seien seine Söhne. Die beiden sprächen Hebräisch, das heutige Alltagshebräisch oder Neuhebräisch, das man in Israel spreche, Ivrit heiße es.

Jetzt war mir klar, warum mir die Wörter, die ich bei unserer Annäherung gehört hatte, fremd gewesen waren. In der Schule lernten seine Söhne Englisch, sagte Charlie. Vielleicht lasse er sie Deutsch lernen, die Sprache ihrer Großmutter, seiner Mutter. Was ihn hierher führe, fragte ich ihn. Das Grab, vor dem er stehe, sagte Charlie Kalech, trage den Namen Holzbauer, und so habe seine Mutter mit ihrem Mädchennamen geheißen. Ihre und somit seine Vorfahren seien hier begraben. Mir war der Name Holzbauer, der einen kaum an einen jüdischen Zusammenhang denken ließ und an mehreren Grabsteinen zu lesen war, gleich aufgefallen, zumal einige mit mir befreundete Leute diesen Namen tragen, ohne jüdischer Herkunft zu sein, zumindest nicht meines Wissens. Seine Mutter, setzte Charlie fort, sei zur Zeit des Einmarsches der deutschen Wehrmacht in die Tschechoslowakei ein Mädchen von etwa zehn Jahren gewesen. Sie stamme aus Oberhaid, dem tschechischen Horní Dvořiště, und habe mit ihrer Familie flüchten müssen, besser gesagt, sie hätten gerade noch flüchten können. Sie landete schließlich in New Jersey, arbeitete als Haushaltshilfe, lernte ihren Mann kennen, den sie bald heiratete.

Die alte Frau, die einen sehr rüstigen Eindruck machte, sprach – falls sie Charlie zu Wort kommen ließ – noch ungebrochen Deutsch mit uns, sie sprach ein paar Brocken des deutschen Dialekts, den vielleicht einige sehr alte Leute Südböhmens noch heute beherrschen und mit dem es wohl die eine oder andere Überschneidung im nördlichen Mühlviertel gibt, kaum mit

Akzent. Über ein paar ihrer Wendungen, an die sie sich erinnerte, lachten wir, zum Großteil aber sprachen wir englisch, damit Charlie folgen konnte. Einmal im Jahr, meist im Sommer, komme sie hierher in die Gegend ihrer Herkunft, sagte Charlies Mutter, immer mit ihrem Sohn, sie besuche den Friedhof, wo ihre Vorfahren liegen, und ihren Geburtsort Oberhaid, den sie habe verlassen müssen. Diesmal hätten sie ihre Enkel mitgenommen, deren Interesse an der Historie, nicht nur an der genealogischen, mit Sicherheit noch erwachen werde, wenn sie erwachsen und erst recht, wenn sie älter seien. Charlie hingegen habe immer – schon in den Vereinigten Staaten, später in Israel – großes Interesse an der Familiengeschichte und an der Geschichte dieser Gegend gezeigt. Ihr Mann, Charlies Vater, sei vor einigen Jahren gestorben. So habe sie die Grausamkeit der Geschichte in die Vereinigten Staaten versetzt und einer Welt entrissen, die sie, wären die Zeiten ruhig verlaufen, wohl kaum verlassen hätte.

Charlie sei in New Jersey zur Schule gegangen, habe in New York studiert, dann habe er ein zionistisches Bewusstsein entwickelt. Nein, das habe er schon früher gehabt, aber nach dem Studium habe er es umgesetzt und sei nach Israel gegangen, wo er in Jerusalem eine Internetfirma aufgebaut habe, etwas, wovon sie gar nichts verstehe. Dazu sei sie zu alt. Charlie sei ein gemachter Mann, man könne sagen, er sei reich, sagte die Mutter. Nach dem Tod ihres Mannes sei sie von New Jersey nach Kalifornien gezogen, wegen des milderen Klimas.

Die Kinder hielten mit dem Herumlaufen inne, unser Kommen hatte ihre Neugier geweckt und sie hatten sich zu uns gesellt, vielleicht konnten sie einige Wörter der Unterhaltung in englischer Sprache verstehen. Charlie fragte mich, warum wir den kleinen jüdischen Friedhof besuchten. Elsbeth schwieg, nicht so sehr wegen ihrer Schüchternheit, sondern weil sie kaum englisch sprechen konnte und gesprochenes Englisch nicht verstand.

Ich setzte Charlie die Gründe unseres Interesses auseinander,

etwa meines an der Geschichte der Familie und der Firma Spitz, die – in Linz gegründet – zu einem weltweit bekannten Unternehmen für Getränke und Lebensmittel geworden war. Und die Geschehnisse im Nationalsozialismus bedürften immer noch einer Aufarbeitung, da es kaum eine Region gebe, die nicht kontaminiert sei. Dieses Interesse, das ich mit Elsbeth teile, habe mich einer verschwundenen, einer ausgelöschten Welt nahegebracht. Dabei stoße man, wenn man sich im regionalen Bereich bewege, unweigerlich auf Rosenberg, auf den kleinen Friedhof und Reste eines älteren im Ort, den ich noch nicht kenne.

Charlie fragte mich, ob ich ihm Informationen zum Judentum in Südböhmen und Linz zukommen lassen könne. Er gab mir eine Visitenkarte mit seiner E-Mail-Adresse. Die Visitenkarte bestätigte, dass Charlie ein Unternehmen für Internet-Services in Israel hatte, in Jerusalem genauer gesagt. Später recherchierte ich im Internet und fand den Auftritt von Charlies Firma.

Charlies Söhne hatten ihre Neugier an den fremden Personen längst gestillt, Charlie oder seine Mutter mussten sie wieder regelmäßig ermahnen, sich der Würde des Ortes gemäß zu betragen. Das hatte kurze Zeit Erfolg, dann liefen sie wieder lärmend umher. Schließlich verabschiedeten wir uns, und ich versicherte Charlie, ihm Informationen zu schicken.

Ich fuhr mit Elsbeth nach Rosenberg zurück. Wir spazierten in dem kleinen Ort, der von der Burg und der Straße nach Krumau dominiert wird und verlassen und trist wirkte. Nur selten ließ sich ein Auto sehen, auch die Radfahrer hielten sich zurück. Parallel zur Straße nach Krumau, aber höher gelegen, verlief eine Gasse, der entlang früher ein kleiner jüdischer Bereich lag, und in einem Garten erkannte man einige Relikte jüdischer Gräber. Als wir auf den zentralen Platz zurückkehrten, sahen wir in einiger Entfernung Charlie Kalech, wie er sich, sprachlich unterstützt von seiner Mutter, mit jemandem an der Haustür unterhielt. Die Mutter konnte neben Deutsch

wahrscheinlich noch ein paar Brocken Tschechisch, wahrscheinlich genug, um die Kommunikation ihres Sohnes mit den Einheimischen zu unterstützen.

Einige Tage nach meiner Rückkehr schickte ich Charlie via E-Mail mehrere Hinweise und Dokumente und wies ihn auf einen Historiker der Universität Linz hin, Michael John, der sich unter anderem mit jüdischer Geschichte befasste, etwa mit Enteignungen, Arisierungen und Restitutionsfragen. Charlie antwortete mir, einige Geschäftsleute, die er kenne und die ihre Wurzeln in Rosenberg und der weiteren Umgebung hätten, wollten der Geschichte des Dorfes intensiver nachgehen, im Besonderen der jüdischen. Eine Veröffentlichung sei geplant. Erfahren habe ich darüber nichts, aber vielleicht kommt noch etwas, falls Charlie Zeit dafür findet und nicht vergisst. Wenn ich zu lange warten muss, erinnere ich ihn.

Günther Androsch

www.verdichtet.at | Kategorie: anno | Inventarnummer: 25198

Das Lächeln des Delfins

um dein Lächeln zu verstehen
junge Holikin
Tochter von Holifin
muss ich den Riesenrochen kennen
und den Hieb seines Schwanzes
der direkt ins Herz trifft
wie das Messer
das den Abschiedsbrief
meiner Geliebten öffnet

auch muss ich die Haie

hier in der Bucht
von Monkey Mia sehen
und die Narben die sie
auf den Flossen deiner Mutter
hinterlassen haben
Tapferkeitsmedaillen
die sie nie wollte
für die ihr nicht
töten würdet
die euch aber
unterscheiden
von allen anderen

Frank Joussen

www.verdichtet.at | Kategorie: anno | Inventarnummer: 25194

FRIENDS NOT FOOD

Du siehst ihn an, nur kurz, wie er, verschwitzt zwischen der Mischmaschine und dem Thomas stehend, in die Leberkässemmel beißt, wie er schnell kaut, wie er mit Bier hinunterspült, siehst sekundenlang auf sein Uralt-T-Shirt mit der Aufschrift FRIENDS NOT FOOD, schwarz auf weiß steht es da geschrieben, siehst schnell wieder weg, weißt aber, die paar Momente haben gereicht, dies wird zu einem jener Bilder, die immer wieder auftauchen, unvermutet, es wird auftauchen, während du euer Baby stillst, oder während du mit der Anna joggst und so tust, als ob du ihr zuhörst, wenn sie sich wieder beklagt über den Thomas, ihren Mann, über jenen Thomas, der grad ebenfalls eine Leberkässemmel verschlingt und Bier trinkt, der Thomas, von dem er jetzt immer wieder anerkennend sagt, auf den Thomas ist Verlass, der kennt sich aus beim Hausbau, der Thomas, über den

ihr gelästert habt, noch vor kurzem, über ihn und über seine Anna, kleinkariert seien die beiden, wart ihr euch einig, nicht fähig, über den Tellerrand zu schauen – und jetzt fachsimpelt er mit dem Thomas neben der Mischmaschine, und du bemerkst, dass quer über dem END auf dem FRIENDS NOT FOOD-Schriftzug ein Riss ist, und denkst, damals ist es neu und sauber gewesen, das Shirt, auf der Demo, die quasi der Beginn war von euch beiden, FRIENDS NOT FOOD auf Transparenten, Flyer und Shirts, FRIENDS NOT FOOD habt ihr geschrien und, ja, auch gelebt, und was einst ein Statement war, trägt er jetzt nicht mal als Scherz, sondern aus dem simplen Grund, weil es noch zwei-dreimal zum Arbeiten taugt, bevor es entsorgt werden wird, das T-Shirt, und jetzt sagt er, so, wir müssen weitermachen mit dem Betonieren, das muss schnell gehen in der Hitze, und du nickst verständnisvoll, und innerlich steigt Wut in dir auf beim Weggehen, denn würde er das FRIENDS NOT FOOD T-Shirt nicht tragen, hättest du diese piekenden Gedanken jetzt nicht, und du würdest auch bestimmt nicht etwas golden glänzen sehen in dieser zähen, schweren Zement-Sand-Wasser-Masse da drinnen in der Mischmaschine, und würdest nicht derart Unsinniges denken wie: Da erstickt grad einiges da drinnen, da erstickt grad unser goldener Wohnwagen-Traum, wir wollten doch reisen, wir zwei, und dort bleiben, wo es uns gefällt, und würdest nicht denken müssen, dass diese erstickten, einbetonierten Träume das Fundament eures Hauses bilden werden, auf dem zuerst der Keller entsteht, in dem ihr, davon gehst du aus, die sogenannten Leichen verstecken werdet, und du hoffst inständig, dass du und er gemeinsam eure gemeinsamen Leichen versteckt, und nicht jeder für sich allein seine eigenen Leichen vor dem anderen versteckt, so wie es der Thomas und die Anna tun, und du setzt dich in dein Auto, schnell, denn die Anna wartet schon im Fitnessstudio auf dich, die Anna, die zwar nicht verstehen wird, aber immerhin so tun wird, als ob sie dir zuhört, wenn du ihr erzählst, wie sehr du dich ärgerst über ihn, denn es ist ja auch zu blöd, hätte er das FRIENDS NOT FOOD T-Shirt heute nicht angezogen, dann würde dir jetzt sicher nicht auffallen, dass du heute das rosa

SUPERGIRL Top anhast und dass du derartiges nie getragen hättest in Demo-Zeiten, und du startest, und wirfst noch einen bösen Blick zu ihm auf die Baustelle, und siehst, wie er sich den Schweiß abwischt, sich das FRIENDS NOT FOOD T-Shirt auszieht, es achtlos unter die Mischmaschine wirft und nun wie der Thomas mit nacktem Oberkörper schaufelt, und du atmest tief ein und aus, und hupst langgezogen, als du staubaufwirbelnd wendest, Gas gibst und wegfährst.

Claudia Dvoracek-Iby

www.verdichtet.at | Kategorie: anno | Inventarnummer: 25189

Von den blauen Bergen kommen wir

Ach, was für eine schöne Zeit!
Das begreifen wir erst heut.
Wie auch immer, viel' Skandale
prägten viel zu oft die Male.
Hat Cartoonisten reich gemacht,
Humor ist, wenn man trotzdem lacht.

Was wirklich war, das übertrifft
der künstlerische Zeichenstift
in spitzer Reproduktion.
Und wahr ist's doch, na und, wenn schon?

Wer auf der sel'gen, uns'rer Insel,
in den Achtzigern gelebt,
vom „Alles super ist"-Gewinsel
weiß, man hat nach Höherem gestrebt.

Soziale Sicherheit und Wohlstand
prägten lange Zeit das Land,
bis, weg’n der Defizite,
dies mit einem Mal verschwand.

Beschäftigungsrekorde weg, Neurosen!
Düst’re Arbeitsmarktprognosen.
Der Schuldenstand im Praktischen, normativ,
die Kraft des Faktischen.
Ach, was für eine schöne Zeit!
Willkommen in der Wirklichkeit.

Loyalitätsbedingt dem Alten
muss man den Staat nun neu gestalten.
Es stampft und dampft, die nicht ganz vife
Populär-Lokomotive.

Von Krisen zeigt das Land, geprägt, sich
liberal sozial zersägt.
Die grüne Au wird zum Konflikt,
das Land zur Skandalrepublik.

Waluliso predigt mahnend
Frieden!, weil schon Unheil ahnend.

Den Wein, den panscht der Winzer listig,
ihn trinkt kein Mensch mehr, weil er mistig.
Ein Reiter sitzt am hohen Ross
Und rüttelt stark am Opfermythos.

Ein neuer Geist irrt jetzt umher.
Den alten Weg, den gibt’s nicht mehr.
Zunehmend wird man jetzt globaler,
medial und digitaler.

Der Privatisierung heller Schein
dringt in die Politik hinein.
Medien stören Prominente
im intimen Ambiente.

Skandale nehmen ihren Lauf,
der Journalismus deckt sie auf.
Das Budget wird immer dünner,
jedoch das Parlament wird grüner.

Alles frönt dem Hedonismus,
der Yuppie zählt zum Organismus
erfolgsgewohnter Börsianer.
Die Hofreitschul' zeigt Lipizzaner.
Alles happy, alles da,
weil I am from Austria.



Copyright: Norbert Johannes Prenner

Norbert Johannes Prenner (Text und Grafik)

www.verdichtet.at | Kategorie: anno | Inventarnummer: 25118

CARTOON EINFÜGEN